

150 Jahre «unanständige Form der Mitteilung», die Post- oder Ansichtskarte

Die neue Ausstellung der Gemeindechronik ab 8. April

Vor ihrer Einführung am 1. Oktober 1869 noch als «unanständige Form der Mitteilung auf offenem Postblatt» kritisiert, traf die Postkarte den Nerv der Zeit: Sie erfüllte ein Massenbedürfnis nach vereinfachtem und raschem Informationsaustausch.

Als man in Deutschland die Einführung eines offenen «Postblattes» als preiswerte Alternative zum Brief vorschlug, reagierten viele allergisch: Eine solche, für jedermann lesbare Karte verteuflten sie als «unanständige Form der Mitteilung», die nicht nur das Briefgeheimnis verletze und die Sitten verderbe, sondern – durch ihren geringeren Preis – auch noch zu sinkenden Einnahmen führe.

Weniger ängstlich als die Preussen gebärdeten sich die Nachbarn in Österreich-Ungarn: Dort warb man für die Postkarte, um teures Briefpapier, Kuverts, Tinte und Siegellack zu sparen. Die österreichische Postverwaltung führte die «Correspondenz-Karte» zum 1. Oktober 1869 ein – und löste einen ungeahnten Hype aus. Das kleine Rechteck aus Papier traf den Nerv der Zeit: Vorbei die Ära,

in denen sich nur die Gebildeten schrieben. Das Medium Postkarte nutzten Menschen aus allen sozialen Schichten – auch weil das Porto seit 1872 nur halb so teuer war wie für einen Brief. In einer Welt der zunehmenden Industrialisierung und Mobilität, in der die Menschen massenhaft in die Städte abwanderten, hielten sie per Postkarte Kontakt zu den Daheimgebliebenen.

Man verabredete sich per Postkarte zum nachmittäglichen 15-Uhr-Tee oder mittags zum Abendessen oder einem Stelldichein gleichentags. Da damals die Post noch mehrmals am Tag ausgetragen wurde, funktionierten solche kurzfristigen Abmachungen meistens.

Wenige Worte, rasch auf Papier gekritzelt – und ab in den Briefkasten damit: Die Postkarte erfüllte zu ihrer Blütezeit die Funk-

tion, die heute WhatsApp, SMS und Co. übernommen haben. Eine schnelle, formlose und preiswerte Form der Kommunikation zu Zeiten, als noch längst nicht alle Haushalte über einen Telefonanschluss verfügten. Denn erst 1880 wurde das erste Schweizer Telefonnetz in Zürich eröffnet. Die private «Zürcher Telefongesellschaft» richtete eine Telefonzentrale mit 200 Anschlüssen ein. Die Zentrale war anfänglich nur tagsüber geöffnet. Ab dem 6. November 1880 war der Betrieb aber bereits durchgehend. Im selben Jahr erschien auch das erste Telefonverzeichnis mit 141 Teilnehmern.

Die Postkarte profitierte aber auch von der Entwicklung der Fotografie. Sie stillte den Bilderhunger Ende des 18. Jahrhunderts und dank dem aufkommenden Massentourismus verbreitete sie sich rasant. «Was ist das Erste, wenn Herr und Frau Müller in den Himmel kommen? Sie bitten um Ansichtspostkarten», froztelte der Dichter Christian Morgenstern 1907.

Britische Zeitungen lachten schon 1899 über das deutsche Postkartenfieber: «Der reisende Teutone scheint es als seine feierliche Pflicht zu betrachten, von jeder Station seiner Reise eine Postkarte zu schicken, als befände er sich auf einer Schnitzeljagd. Seine erste Sorge ist es, ein Gasthaus zu finden, wo er abwechselnd sein Bier trinken und Postkarten adressieren kann.»

Zu Kriegszeiten gelangte die Postkarte als Gratis-Lebenszeichen zu weiterer Popularität: Schon im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 millionenfach versandt, wurden im Ersten Weltkrieg allein von deutschen Soldaten laut Schätzungen zehn Milliarden portofreie Feldpostkarten in die Heimat geschickt. Auch die an den Grenzen eingesetzten Schweizer Aktiv-Dienst-Soldaten nutzten die Feldpost, um den Daheimgebliebenen Lebenszeichen zu schicken. Das Ansichtskartebildmaterial war einerseits propagandistisch, patriotisch oder eben auch fotografisch. Fast jede Einheit konnte Fotos der Truppe als Ansichtskarte nach Hause schicken. Dies war möglich, weil die Amateur-Fotografie damals gross im Kommen war. Gleichzeitig kam die Fotopostkarte auf. So konnten die Soldaten sich solche Karten auf kartoniertem Fotopapier im üblichen Format, mit Adressfeld und Platz für ein paar Zeilen fertigen lassen.

Nach Kriegsende ebte die Postkartenleidenschaft in dem Mass ab, in dem die Zahl der Telefonanschlüsse zunahm. Von den 1931 in Deutschland verschickten 5,7 Milliarden Briefsendungen betrug der Anteil der Postkarten nur noch 20 Prozent.

Trotzdem lebte das Medium als Urlaubs- oder Weihnachtsgruss weiter. Das Bedürfnis, die Daheimgebliebenen zu grüssen und vielleicht neidisch zu machen blieb ungebrochen. Die mittlerweile verbreitete Fotografie ermöglichte das Versenden von Aufnahmen aus dem Urlaubsort, wo sie käuflich zu erwerben waren: «Seht her, so schön hab ich's hier!»



Korrespondenz mit Caspar Honegger 1895.



31088 Rütli (Kt. Zürich) mit Maschinenfabrik

Joweid im Photochrom-Verfahren mit P.Z.

(Photoglob Zürich)

Die Grüsse werden farbig

Die Postkarte mauserte sich Ende des 19. Jahrhunderts also rasch zur Ansichtskarte. Ein masentaugliches Farbbildverfahren war noch nicht erfunden. Foto-Ansichtskarten wurden Abzug für Abzug per Hand koloriert, oft mittels Schablonen, damit es schneller ging.

Der Zürcher Lithograph Hans Jakob Schmid erfand für seinen Arbeitgeber Orell Füssli das Photochrom-Verfahren. Dabei wurde das Schwarz-Weiss-Negativ auf bis zu 16 lichtempfindlich gemachte Steine projiziert, die danach in verschiedenen Farben gedruckt wurden. Weil die Farbe transparent war, konnte mit 16 Steinplatten eine fast unendliche Zahl an Farbnuancen generiert werden. Für das Verfahren gab's an der Pariser Weltausstellung 1900 eine Goldmedaille.

Die Photochrom-Abzüge zeigten das «warme Leben der Wirklichkeit», schwärmte die NZZ. Doch die Bilder waren mehr, gleichsam wirklicher als wirklich: Das Blau der Flüsse und Seen war blauer, der Himmel dramatischer, die Bäckchen der Damen rosiger, als man es kannte. Das verlieh den Bildern, die nun kostengünstig als Ansichtskarten aus aller Welt erhältlich waren, einen ganz besonderen, poetischen Zauber. Die Hälfte dieser Ansichtskarten sahen gar nie eine Poststelle von innen, sie

wurden direkt an Sammler verkauft.

Der Auslöser des Hypes, Orell Füssli, spaltete das Photochrom-Geschäft 1889 in eine Tochterfirma ab und daraus ging 1895 die Aktiengesellschaft Photoglob & Co. hervor, die Lizenzen unter anderem nach London und Detroit vergab. Dank dem Tourismus lief das Ansichtskartengeschäft immer noch auf Hochtouren – ab 1930 nicht mehr mit Photochrom, sondern mit echten Farbfotos.

Die Photochrom-Postkarte ist ebenfalls nicht gestorben. Nach einer vorübergehenden Sammelwelle von den 1970er bis in die 1990er Jahre ist der Handel zwar etwas eingebrochen, aber es gibt immer noch Vereine und Fanclubs wie die «Ansichtskartensammler-Vereinigung Schweiz». Historische Photochroms – erkennbar am goldenen «P.Z.» (Photoglob Zürich) in der Bildunterschrift – sind schon ab 5 Franken zu haben. So berichtete die «Aargauer Zeitung» 2019.

Kosten und Marken

Bevor man in der Schweiz die Briefmarke kannte und einführte, war es der Postbote, der vom Empfänger die Portokosten in bar einziehen musste. Die neuen Briefmarken, welche im Kanton Zürich ab 1843 als weltweit zweiter Region, zum Einsatz kamen, waren auch betriebswirtschaftliches Kalkül, sie befreiten

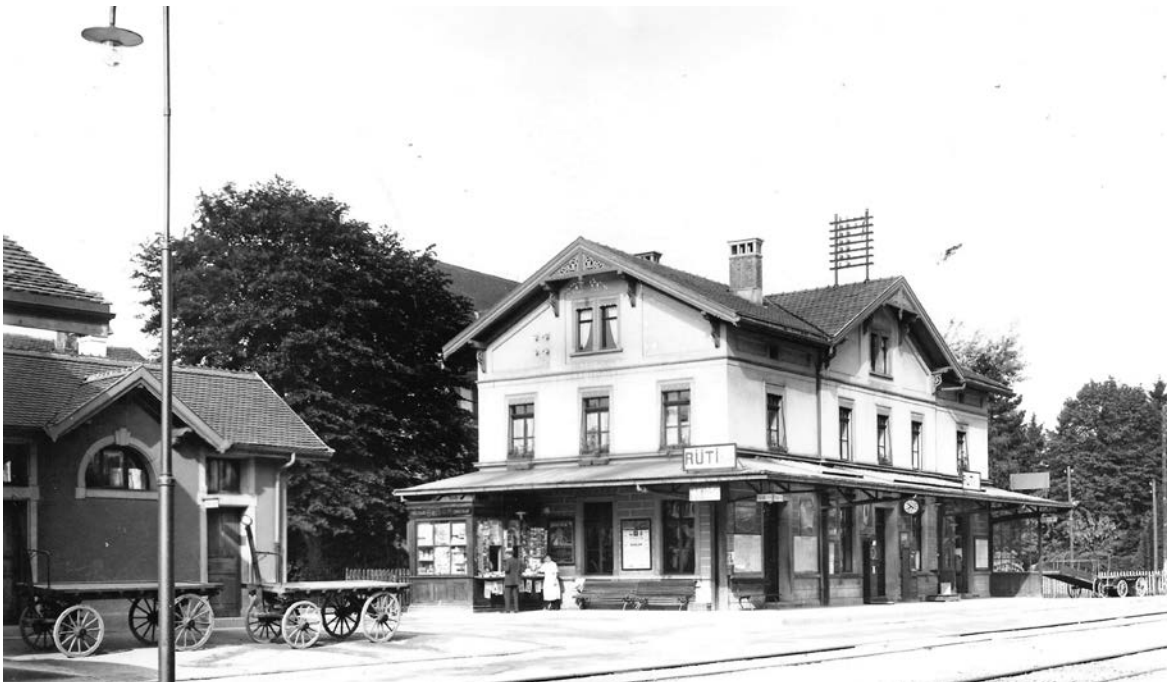
den Briefträger vom Einkassieren und erleichterten ihm so seinen Dienst.

Mit zwei verschiedenen Wertstufen zu vier und sechs Rappen sollten damals die Tarife für den Postverkehr innerhalb des Kantons abgedeckt werden. Innerhalb der Stadt galt der Stadtposttarif von vier Rappen, innerhalb des Kantons mussten sechs Rappen für die Beförderung eines Briefes aufgebracht werden. Einschreiben mussten mit einer zusätzlichen Marke zu vier und sechs Rappen frankiert werden. Diese beiden Freimarken, die von Sammlern auf Grund ihrer dominierenden Ziffernzeichnungen auch Zürich 4 und Zürich 6 genannt werden, konnten schliesslich ab dem 1. März 1843 verwendet werden. Diese ungezähnten Briefmarken besaßen allerdings noch keine Gummierung.

Vor 1862 war das Frankieren eines Briefes noch freiwillig, einzelne Absender dachten sich sogar, dass der Empfänger eines schon frankierten Briefes beleidigt sein und annehmen könne,



Die Postkarte als Gratis-Lebenszeichen zu Kriegszeiten.



Kiosk (Verkaufsbude) 1920–1940.



Kiosk auf der Westseite 1940–1981.

man traue ihm das Finanzieren eines Briefes nicht zu. Erst 1862 führte die eidgenössische Post eine Zuschlagstaxe für unfrankierte Briefe (im Volksmund «Strafporto») ein.

Im heutigen, digitalisierten Zeitalter hat die Postkarte ihre einstige Bedeutung als Bild- und Kommunikationsmedium verloren. Sie hat den Höhepunkt ihres Lebenszyklus bereits überschritten und wird zunehmend von moderneren Produkten verdrängt. Der Versand ist seit Beginn der 2000er Jahre stark rückläufig. Einer briti-

schen Umfrage zufolge sank die Anzahl der versandten Postkarten von 1997 bis 2007 um 75%. Ursachen hierfür sind das Ausweichen für Grüsse und Urlaubsbilder auf schnellere Übertragungswege, hauptsächlich E-Mail, SMS und Soziale Netzwerke im Internet. Wenn Postkarten heute noch benutzt werden, dann geschieht dies wegen der besonderen individuellen Note. Und hier möchte die Gemeindechronik anknüpfen: Zur Eröffnung unserer neuen Ausstellung «Die Post- und Ansichtskarten» im April 2020, wün-

schon wir uns viele Zusendungen von Ansichtskarten. Rütnerisches, Zürcherisches, Witziges, Eigenes und so weiter. Die Karten werden neben vielem anderen natürlich auch ausgestellt! Adresse: Gemeindechronik Rütli, Amthofstrasse 4, 8630 Rütli.

Einfacher geht's modern

Mit der neuen Möglichkeit des PostCard Creators kann man beliebig viele Fotos als sogenannte Hybrid-Postkarten versenden. Pro Tag kann man mit dem Handy gratis eine Postkarte an eine Emp-

fängeradresse in der Schweiz oder im Fürstentum Liechtenstein und unbegrenzt viele Postkarten ab zwei Franken pro Stück weltweit im Format A6 versenden. Die neue App der Schweizer Post ermöglicht es, persönlich fotografierte Motive auf der Rückseite mit einem Text zu versehen und an einen beliebigen Empfänger zu versenden. Dies aber nicht etwa digital, die Grüsse kommen tatsächlich als physische Karte beim Empfänger an. Auch auf diese freuen wir uns, vielleicht gibt es in Rütli Ecken und Orte, welche in der Chronik verewigt werden sollten? Schicken Sie uns diese zu!

Auch Rütner Ansichtskarten

1920 bot sich dem jungen Otto Müller-Senn die Gelegenheit, den noch munzigen Kiosk am Bahnhof zu übernehmen. Mit Fleiss und grossem Geschick brachte er die «Verkaufsbude», wie es im damaligen Arbeitsvertrag hiess, zur Blüte und erwirtschaftete ein regelmässiges, gutes Einkommen.

Als Anfang der 1920er Jahre die Bahn den kleinen Kioskinhabern die Pacht kündigte, weil grössere Firmen mehr Miete zahlen wollten, trotzte Otto Müller der drohenden Übernahme zusammen mit gleichgesinnten Kleinkioskbesitzern durch die Gründung des «Schweizerischen Kiosk-Inhaber-Verbandes». Rund 37 Jahre stand er diesem, heute als «Kio-Swiss» bekannten Verband als Präsident vor. Gleichzeitig besass er seinen eigenen Ansichtskartenverlag, welcher vor allem Rütner Motive hervorbrachte. Den Kiosk betrieb der weitherum als «Kioskmüller» bekannte Rütner von 1920 bis 1962 und übergab ihn dann seinem Sohn Otto Müller-Felix. 1940 hat die damals östlich am Bahnhof angebaute Verkaufsbude die Seite gewechselt und stand ab da als eigenes kleines Gebäude auf der Westseite. Wer erinnert sich an die seitliche Verkaufslade, wo man die Glacen kaufen konnte? 1981 stellte der Müllersche Kiosk am Bahnhof seinen Betrieb nach 60 Jahren ein um einem neuen Verkaufslokal zu weichen, welches bis zum Gesamtumbau des Bahnhofs 1999 bestand.

Susanna Frick